

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Die Malschachtel.

Von den Knaben im Dorfe hatte meines Wissens nur ein einziger eine Malschachtel: Hans Kinsperger. Doch der war der letzte, den ich jetzt um eine Gefälligkeit hätte angehen mögen, denn ich hatte das wegen dem Stallknecht immer noch stark im Gedächtnis. Und zudem hatte mir Hans jüngsthin wegen eines geringfügigen Vorzuges von Hebernaxen „Mälerli“ nachgerufen und mich damit so beleidigt, daß ich mir vorgenommen, vier Wochen lang kein Wort mehr mit ihm zu reden. Aber die Sorge wegen des Spruches traf nach und nach so in den Vordergrund, daß ich mich oft über dem Gedanken ertappte, eine wenn auch nur oberflächliche Versöhnung mit Hans anzubahnen. Manchmal wachte ich nachts aus dem Schlafe auf und grübelte über einen Ausweg nach. Dabei kam ich immer wieder zu dem letzten und einzigen Rettungsmittel: ich mußte mich unter allen Umständen in den Besitz von Hansens Farbenschachtel setzen.

Ohne von meinem heimlichen Groll ganz loszukommen, fing ich mich dem vom Glück bevorzugten Kameraden sachte zu nähern an, und es schien mir, als ob ihm das selber angenehm sei. In wenigen Tagen brachte ich es so weit, daß er wieder ganz zutraulich wurde, und eines Abends fand hinter Kinspergers Nebstedenbeige, wo wir uns beim Verstedenspiel verborgen hielten, die Versöhnung ihren feierlichen Abschluß. Hans versicherte, daß es ihm gar nicht recht gewesen sei nachher, als er mich damals erzürnt habe und daß er mir ganz gewiß nicht ein einziges Mal mehr „Mälerli“ nachrufen werde. Ich dagegen versprach großmütig, alles zu vergessen, wie wenn nichts gewesen wäre. So kamen wir als die alten guten Freunde hinter der Weige hervor.

Ich sah mich am Ziel meiner Wünsche. Ich half Hans an diesem Abend die Rübenschneidmaschine treiben und ließ mich sogar von ihm einladen, noch schnell in die Stube zu kommen, denn er hatte von seiner Mutter auf Weihnachten einen Schultornister bekommen, den wollte er mir zeigen. Und im Frühling dürfe er nach Triib hinab in die Sekundarschule, wußte er leutselig zu berichten.

Nur mit halbem Ohr hörte ich auf seine Mitteilungen. Ich schielte nach dem Gestell hinauf — dort lag in einem Winkel hinter den zahlreichen grünglasierten Milchtopfen ganz verachtet die heißbegehrte Malschachtel.

Sollte ich Hans schon heute um diese bitten? Ich überlegte schnell, ob ich das übers Herz bringen würde. Nein. Um alles andere eher als um diese Malschachtel. Wenigstens eine Woche mußte ich warten, sonst würde Hans ganz bestimmt merken, warum ich wieder gut mit ihm geworden. Aber eine Woche — sieben Tage! Nun — es ging ja vielleicht auch mit fünf! —

Da fuhr mir, während Hans seinen Tornister in der Nebenstube versorgte, wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf: Wenn ich die Schachtel jetzt schnell an mich nähme! Es würde niemand ihr Fehlen bemerken. Und in ein paar Tagen könnte ich sie wieder heimlich hinlegen.

Mit schnellem Entschlusse setzte ich einen Fuß auf die breite Wandbank, über der sich das Milchgestell hinzog. Ein Schwung, ein Griff und das Kleinod war in meinen zitternden Händen. Blitzschnell kehrte ich mich gegen den grünen Nachelosen und ließ die Schachtel in der inneren Tasche meines Wamfes verschwinden, das ich dann sorgfältig zuknöpfte. Als ich mit schlechtem Gewissen Umschau hielt, sah ich, daß Hansens Mutter in der halbgeöffneten Küchentüre stand.

Ein lähmender Schreck legte sich auf meine Glieder. Aber nur für eine Sekunde, dann hatte ich mich schon ein wenig gefaßt. Noch war es ja nicht ganz gewiß, daß sie mich beobachtet hatte. Ich versuchte gleichgültig zu tun und pfiß die Berse vor mich hin:

„Wo Berge sich erheben
Zum hohen Himmelszelt . . .
Da ist ein freies Leben,
Da ist die Alpenwelt . . .“

Wir hatten dieses Lied heute Nachmittag in der Schuleingeübt. So oft ich die Weise später hörte oder singen mußte, legte sich die Erinnerung an einen der schwersten Augenblicke meines Lebens mit unmittelbarem Druck auf mein Herz.

Während des Pfeifens drückte ich mich sachte nach dem Fenster zu; auf plötzliche Eingebung hin schrie ich, als hätte mich draußen jemand gerufen: „Ja, ja! Ich komme gleich!“ und wollte mich eiligst hinausmachen.

Aber die Bäuerin vertrat mir den Weg. Sie sah mich böß an, ich wußte augenblicklich, daß ich verraten war.

„Se, Du Lämmel! Was hast Du auf dem Gestell zu tun gehabt?“

In meiner Hilflosigkeit versuchte ich zu leugnen. „Ich? Auf dem Gestell? Hä, nichts.“

Unterdessen war auch Hans wieder in die Stube gekommen. Er warf einen Blick nach der leeren Ecke auf dem Gestell und einen zweiten auf mein straff zugetropftes Wams, auf dem sich in deutlichen Umrissen die unglückliche Malschachtel abzeichnete.

„So, da haben wir Dich, Schelm!“ zeterte er und fing an, mir die Knöpfe aufzureißen, worauf er sein Eigentum triumphierend an sich nahm.

Ich stand wie erstarrt und merkte es kaum, daß mich die Kinspergerin links und rechts mit Ohrfeigen bedachte. Ich sah nur den gelben Malkasten in Hansens Händen, der nichts mehr und nichts weniger als meinem Untergang bedeutete. Ja, ich sah ihn noch, als ich von der Bäuerin längst unter einer Flut von Scheltwörtern zur Türe hinaus bugsiert worden war.

Da stand ich nun im kalten Hausgang, zerschmettert, vernichtet. Ich hörte, wie die Kinspergerin drinnen noch immer geiferte: „Untersteh Dich, Bub, und bring mir noch einmal von dem Schelmenpad ins Haus! Ich will Dir's raten!“

Ich hätte am liebsten sterben mögen. Für mich war ja nun doch alles aus. Wenn mich Hans verriet, so ging es mir wie dem Schors Schwengeler, der seinem Vater Geld genommen, um ein Pistöckchen daraus zu kaufen. Der Lehrer hatte ihm vor allen Schülern eine große Standrede gehalten; wie das Stehlen eine so schwere Sünde sei, und wie diejenigen, die nicht davon lassen könnten, nirgends anders als im Zuchthaus enden würden. Und alle Kinder hatten während der feierlichen Strafpredigt neugierig oder mitleidig auf den armen Uebeltäter gesehen, der in unsern Augen nun schon zum künftigen Zuchthäusler gestempelt war. Aber Schors hatte heimlich in den Tisch hineingelacht und sogar nachher laut geprahlt: wenn er gern ein Schelm werden wollte, so ginge das den Lehrer gar nichts an! Er hätte wegen der dreißig Rappen auch nicht so eine Brühe machen müssen. Er, Schors, habe es auch gesehen, wie der Lehrer die Eigentürrin gestern Abend vor der Haustüre in die Wange gekniffen habe.

Ich nahm mir fest vor, dann auch trohig zu sein, wie der Schors. Und wenn mir alle „Schelm“ nachrufen würden — was machte das? Mit Margritte war es nun ja doch vorbei. Ich lief einfach weg, weit weg, ja bis in ein anderes Land, wo mich niemand kannte . . .

Da öffnete sich die Stubentür ein wenig. Hans, der noch immer die Farbenschachtel in der Hand hielt, sah mich schwer Bedemühtigten einen Augenblick mitleidig an, dann kam er in den halbdunklen Gang heraus und schloß die Türe hinter sich zu.

„Warum hast Du mir denn die Malschachtel stehlen wollen? Du bist doch sonst nicht so einer?“

Diese Worte flossen wie Balsam auf meine verwundete Seele. Während ich unbeweglich stand und die Tränen hilflos über meine Wangen rinnen ließ, wiederholte er ganz freundlich: „So red' doch auch!“

„Ich habe sie Dir ja gar nicht nehmen wollen!“ brachte ich endlich mühsam heraus. „Ich hätte sie Dir wiedergebracht. — Beim Eid!“ beteuerte ich noch, während ich vor Schluckzen fast erstarrte.

„Aber warum hast Du denn nichts zu mir sagen können? Ich hätte Dir die Schachtel ja schon für ein paar Tage geliehen.“

Ich zog mein zerknittertes Rastuch heraus und trocknete

mir das Gesicht damit. „Glaubst Du, ich hätte das nicht getan, wenn . . .“

„Was wenn?“

„Ach, Du weißt ja schon. Und den Ueberramen hättest Du mir doch auch nicht nachrufen brauchen.“

„Ja, so! Ist denn das nicht abgetan gewesen? Und zu was hast Du überhaupt die Malschachtel brauchen wollen?“

Ich preßte die Lippen aufeinander und sah ihn fest an. Wollte er das nun wissen? . . .

„Sagst mir's nicht?“ Seine Stimme klang feindlich. Ich schüttelte unsicher den Kopf.

„Gut, dann werde ich Dich beim Lehrer verklagen. Ich habe sonst gemeint — — —“

Er wollte sich kurz von mir abwenden, ich hielt ihn zurück. „Ei, so wart' doch! — Wenn ich Dir zehnmal nacheinander die Rechnungen auflöse?“ . . .

„Die Mutter hilfst mir schon, die kann's so gut wie Du.“

„Und Du willst es also wirklich dem Lehrer sagen?“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht.“

Ich verlegte mich aufs Bitten. „Nein, gelt, das mußt Du nicht machen. Ich habe Dich auch nicht verraten damals, als Du den Schulthermometer zerbrochen hast.“

„Das ist wahr, aber ich habe Dir dafür drei Stücke Brot gegeben.“

(Fortsetzung folgt.)

Recherche.

Von Auguste Hauschner.

Die Frau Geheimrat Müller blickte befriedigt in den Spiegel der Modistin. Das Kleid aus stumpfer schwarzer Seide war gänzlich unauffällig. Nur Rennerblide vermochten die Kostbarkeit des Stoffes abzuschätzen. Sie lehnte auch die schmelzgestricelte Stickerei als Aufputz ab und wählte eine teurere Spitze, die den Blick nicht auf sich lenkte.

„Sie kennen meinen Grundsatz, Frau Gebauer. Preis spielt keine Rolle, wenn's nur solid und praktisch ist und nach nichts aussieht.“

Rasch kleidete sie sich um. Sie hatte vor Tisch noch einen weiten Weg zu machen. Eine Recherche in der Franzesistrophe Numero Siebenundvierzig. Frau Meta Schöpf, Malerswitwe und Mutter zweier Kinder, war beim Verein um Unterstützung eingekommen und um Aufnahme der Kleinen in einen Kinderhort.

An der Ecke der Franzesistrafе ließ die Geheimrätin den Wagen halten. Es machte sich nicht gut, bei der Armut in einer Equipage vorzufahren.

Numero Siebenundvierzig war das letzte Haus der Reihe und seine Hintertreppe war sehr steil.

Bier Stodtwerk — uff — bis zu der Tür hoch, an der die Karte „Meta Schöpf“ befestigt war. Die corpulente Frau Geheimrat mußte sich verschonauen, ehe sie die Klingel zog. Dabei vernahm sie deutlich die Töne eines Walzers, der drin getrallert wurde und das Schleifen leichter Füße, die sich danach drehten. Die Bedürftigen schienen recht vergnügt zu sein.

Sowie die Glocke anschlug, brach das Singen und das Tanzen ab. Ein Mädchen öffnete. Ein zierliches Persönchen mit schwarzen, lose aufgesteckten Haaren und munteren, etwas schief gestellten Augen. In ihre Kleiderfalten drückten sich zwei Kinder, mit ihren Mäntelchen und Mützchen wie für die Straße ausgerüstet.

„Ich suche Frau Meta Schöpf. Sie ist um eine Unterstützung eingekommen und um Unterbringung ihrer Kinder. Ist sie ausgegangen?“

„Ich bin es selbst. Wollen gnädige Frau gefälligst näbertreten.“ Sie nahm von einem Stuhl ein Tuch und warf es um die Schultern. Doch die Frau Geheimrat hatte den kleinen Ausschnitt der hellen Bluse schon gesehen und den Weidenstrauch, der den Wäusen schmückte.

„Weilchen im März! Etwas luxuriös für eine Arme.“

Sonst sah es freilich zur Genüge ärmlich in dem kleinen Zimmer aus. Bett, Kleiderschrank, Kommode, ein zerchliffenes Sofa, vier Holzstühle um einen kleinen Tisch. Doch vor dem Sofa war ein kleiner, orientalischer Teppich ausgebreitet. Sehr schadhaft, aber wundervoll im Ton. Und alt, darauf verstand sich Frau Geheimrat. Und aus dem Kleiderschrank, der ein wenig offen stand, lugte etwas Weißliches hervor. Ein Spitze? . . .

Die Kinder hockten an der Erde. Ihre Wangen waren blaß und mager, nun die durch den Tanz erhöhte Farbe erloschen war. Doch sie sahen fröhlich aus den Augen und lämpften, ohne Scheu vor der Fremden, lärmend um eine Puppe, der von vergangener Pracht nur noch die blonden Locken auf dem Kopfe und die Atlas-schuhe an den Füßen verblieben waren.

Die Frau Geheimrat begann ihre Recherche.

„Sie sind Witwe?“

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Waren Sie verheiratet?“

„. . . Jawohl, gnädige Frau.“

„Wie alt sind Ihre Kinder?“

„Der Knabe drei, das Mädchen vier.“

„Warum tragen Sie denn Hut und Mantel in der Stube?“

„Sie husten und das Zimmer ist nicht mehr geheizt. Wir tanzen gern. Das wärmt und ist lustig.“ Mit einem Lächeln, in dem sich Trost und Bitte reizend mischten, suchte sie den Ernst der Dame aufzuheben. Es gelang ihr nicht.

„Haben Sie nur die eine Stube?“ forschte die Frau Geheimrat weiter.

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Wo schlafen Sie denn alle?“

„Die Kinder im Bett, ich auf dem Sofa.“

„Und wo kochen Sie?“

„Wir essen selten Warmes. Kaffee und Suppe löse ich auf Petroleum.“

Immer wanderten die Blicke der Frau Geheimrat nach dem Stück Teppich und nach dem Weißlichen, das aus dem Spalt des Kleiderschranks lugte.

Frau Metas Augen folgten ihnen.

Kessler zog sie dann das Tuch zusammen. Sie hätte vorgezogen, nicht überrascht zu werden.

„Was war Ihr Mann?“

„Maler. Das heißt, er wollte einer werden, wenn er nicht so früh gestorben wäre . . .“

Die munteren, schiefgeschlitzten Augen füllten sich mit Tränen.

„Hat er Ihnen nichts hinterlassen?“

„Wenig. Und das haben wir verbraucht.“

„Wovon ernähren Sie sich also?“

„Wir hungern und frieren, gnädige Frau, sonst wäre ich nicht um Unterstützung eingekommen.“

„Können Sie sich denn nichts verdienen?“

„Doch, gnädige Frau — aber nur außerhalb des Hauses. Ich,“ sie zögerte, „ich könnte in Ateliers beschäftigt werden — rein machen, Palatten und Pinsel waschen und so ähnliches,“ setzte sie schnell hinzu. „Aber ich kann die Kinder nicht allein zu Hause lassen.“

„So, so.“

Sie war jetzt sicher, das Weißliche, das aus der Spalte lugte, war eine Spitze.

„Möchten Sie mir nicht das Spind dort öffnen?“

„Das Spind . . . ich weiß nicht . . . ja, das ist aber . . .“

Schon hatte die Frau Geheimrat die Türen aufgerissen.

Sie hatte recht gesehen. Das Weißliche war ein Volant von Spitzen, er war an einen Rock von leichter, blauer Seide angeknäuft.

Rings umher um diesen Lugas gähnte eine Leere. Im Hintergrund erst haumelte ein Bündel abgetragener Kleidungsstücke. Links, in den Fächern, lag zerbrochenes Spielzeug, Schwarzbrot, Käse, Wurst, eine kleine Bonbonniere. Und ganz zu oberst war etwas Großes, mit einem Vogen sorgsam zugebedt.

Wie unversehens faßte die Frau Geheimrat zu; der Vogen fiel und enthielte einen Hut . . . Einen breitkrämpigen, lähn gebogenen, roten Strohhut mit hellem Bande und einem Strauß von weißen Rosen.

Sofort hatte die Frau Geheimrat ihn taxiert. Nicht unter zwölf Mark herzustellen.

„Ist das Ihr Hut?“

„. . . Der Hut . . . nein . . . ich hab ihn selbst garniert . . . die Putaten sind billig . . .“

Fest ballte sie die Fäuste ineinander, um sie nicht gegen die Fragerin zu heben.

„Ihr Hausrecht brauchen? Der Frau die Tür weisen? Oder ihr zuhören?“

„Ja, nimm Dir für Dein lärgliches Almosen nur das Recht zu richten. Schnüffle, starrte und verdamme meinen Leichtsin. Ja, ja doch. Diesen Rock und diesen Hut hab' ich gekauft. Und diese Weißchen. Und die Bonbons für meine Kinder. Trotzdem wir hungern und frieren müssen. Oder gerade darum. Weißt Du denn nicht, daß man nicht leben kann im Elend ohne einen Strahl der Freude. Verstehst Du denn nicht, daß man das Nötigste lieber entbehren als das Ueberflüssige ganz missen kann. Wochenlang haben wir oft so gedurbt, ich und er, der mein Geliebter war, und haben dann Geld weggeworfen für ein paar Stunden Schönheit wie reiche Leute. Manchmal nur, um uns einzubilden, daß wir es sind. Ich war nur sein Modell. Aber diesen Leichtsin hat er an mir geliebt, mein Lachen und mein Singen hat ihm das Elend und den Tod erleichtert. Wenn Du mir helfen willst, so nimm mich wie ich bin. Hilf mir in meinem, nicht in Deinem Sinne. Ich will ehrlich bleiben, laß mich nicht untergehen mit meinen Kindern.“

Sie tat keines von beiden. Wies der Fremden nicht die Tür, warf ihr die anklagenden Worte nicht ins Gesicht. Ruhig nahm sie das Tuch von ihren Schultern und gab der Dame schweigend das Geleite.

In ihrer Equipage zog die Frau Geheimrat ihr Notizbuch.

„Meta Schöpf, angeblich verheiratet. Moral verdächtig. Ueberliche Wirrschaft. Schlechte Mutter. Kinder vielleicht berücksichtigen, wenn nicht für Würdigere Platz gebraucht wird. Für eine dauernde Unterstützung nicht zu empfehlen.“

Anselm von Feuerbachs „merkwürdige Verbrechen“.

Wilh. v. Scholz, der bekannte, oder besser: zu wenig bekannte Dichter, veröffentlicht im Verlag Georg Müller in München eine zweibändige Auswahl aus der Sammlung merkwürdiger Kriminalfälle, die der berühmte bayerische Kriminalist Anselm von Feuerbach, der Schöpfer eines neuen bayerischen Strafgesetzbuches, der später in der Angelegenheit des rätselhaften Nürnberger Findlings Kaspar Hauser eine so bedeutende sympathische Rolle spielte, nach atmenmäßigem Material, das ihm in seinen amtlichen Stellungen reichlich zur Verfügung stand, zusammenstellte. Den ersten Anstoß zu seinem Werk erhielt Feuerbach, als er als Referent des Justizministeriums solche Strassachen zu bearbeiten hatte, die dem König im Hinblick auf das Begnadigungsrecht vorgelegt werden mußten. In den Jahren 1808 und 1809 erschien seine Arbeit zum erstenmal. Später, als er Präsident des höchsten Gerichtes war, nahm er sie wieder vor und ließ sie 1827 und 1829, um bedeutende Fälle vermehrt, zum zweitenmal in die Welt hinausgehen. Wenn ein Dichter wie Scholz sich bemühen sieht, ein solches Werk neu herauszugeben, so muß er Qualitäten haben, die ihm einen höheren Wert als nur den einer interessanten juristischen Materialsammlung verleihen.

Augencheinlich ist es mehr die psychologische Vollständigkeit in der Aufzeichnung der Motive, im Vergegenwärtigen des Werdens einer verbrecherischen Handlung, als etwa die genaue Untersuchung der Umstände, die Feuerbachs scharfsichtigen Geist lockt. Er nimmt nicht, wie es in der Justiz der strengen Vergeltung damals üblich war, die Tat als ein fertig für sich Bestehendes, sondern geht rückwärts bis zu den Quellen, die im verbrecherischen Individuum liegen; zeigt den Punkt, wo Anlage und Konstellation der Verhältnisse zusammenstoßen und die schauerliche Tat gebären. Dieses Schützen und Bohren, diese Bergwerksarbeit in den dunklen Schächten der menschlichen Seele muß gerade für die Dichter von höchstem Reiz sein. Sie schweben ja immer um diese unheimlichen Abgründe des Seelenlebens, wo Verhängnis oder Maßlosigkeit oder böser Trieb zu dämonischer Macht werden, die das Wesen, das in ihre Gewalt geraten, bis zur Muttat jagt. Und da bietet ihnen Feuerbach durch seine fühnere Durchgründung mehr als der Pitaval, weil ihm die Geschichte, die er darstellt, an und für sich gleichgültig ist gegenüber den psychologischen Momenten, und auch weil er seine Arbeit in deutlicher Beziehung zur Menschen- und Seelenkenntnis überhaupt vornimmt. Er sieht die Wirkung verbrecherischer Triebe auch da, wo sie niemand wegen ihrer Entrücktheit oder ihrer Kleinheit beachtet, und wo das Gesetz noch keine Geltung beansprucht oder sie schon verliert. „Selbst manche große und kleine Abschnitte in den Jahrbüchern der Welt- und Staatsgeschichte,“ schreibt er, „werden erst demjenigen ganz verständlich, welcher für den Charakter und die Triebfedern mancher ihrer Helden in den Annalen der Kriminalgerichtshöfe den rechten Schlüssel gefunden hat.“ Und in manchen unscheinbaren Handlungen, die aus dem Rahmen der bürgerlichen Anzäunungen nicht hinausfallen, sieht er den verbrecherischen Trieb. „Vieles liegt“, heißt es weiter, „im Menschen, was im gewöhnlichen Gang eines Lebens nicht in Tätigkeit, wenigstens nicht zur äußeren Erscheinung oder zu seinem Bewußtsein kommt; aber das im Verbrechen tobende Gemüt gleicht dem Meer, das zuweilen, wenn Erdbeben, oder von der Tiefe aufsteigende Grundwellen dessen Innerstes aufwühlen, manche Dinge, die vielleicht Jahrhunderte auf dem Grunde lagen, gewaltsam in die Höhe treibt und am Gestade auswirft.“ Feuerbach arbeitet den Interessen des wirklichen Dichters in die Hand, während der Pitaval vielmehr als Vorlage für die landläufige Kriminalgeschichte, die auf die spannenden Verwicklungen und Entwicklungen, auf Befriedigung der Stoffungstrieb Neugier ausdehnt, geeignet sein dürfte, wenn auch Dichter wie E. Th. A. Hoffmann oder Jakob Wassermann (siehe das Novellenbuch „Die Schwestern“) hier Motive finden, die sich durch entsprechende Umbildung zu wirklicher Kunst emporzuheben vermögen. Denn das ist das Wesentliche für eine wirklich dichterische Darstellung des Verbrecherischen, daß sie in der Tat das Menschliche sichtbar macht, und nicht nur den interessanten Fall und seine Entdeckung. Alles Licht muß in die Tiefe der Tat fallen; muß ein Stück Menschliches in einem lebendigen Sinnbild deutlich machen. Die Tat als solche ist nur die Auswirkung eines Komplexes seelischer Vorgänge. Solcher „Kriminaldichtungen“ im höchsten Sinne haben wir viele. Ich nenne den „Macbeth“, nenne Kleists „Abthamas“, Hoffmanns „Kräulein von Suederb“, Holms „Haus an der Veronabrücke“, das klassische Werk dieser Gattung: den „Raskolnikow“ usw. Beide Gattungen, sowohl die Detektivgeschichte wie die tiefere Darstellung verbrecherischer Handlungen, vereint der Amerikaner Edgar A. Poe, der der unheimlichste Gestalter seelischer Entartungen und Erkrankungen ist. Feuerbach strebt demselben Ziele zu wie diese Dichter, allerdings von anderer Richtung. Seine Methode ist die wissenschaftliche, die von außen her durch das Mittel der psychologischen Analyse einzudringen sucht; er löst das Gewebe auf, um die Näden zu erkennen. Der Dichter aber schafft von Innen her. Sein Verfahren ist synthetisch und dadurch dichterisch. Er erlebt das Werden der Dinge vom ersten Augenblick an und sucht es als einheitliches Leben darzustellen. Er ist natürlicherweise dadurch zu stärkerer Wirkung berufen, weil er sich an unser Gefühl wendet; weil er unser Gefühl in das Ge-

sehen hineinreißt und die Dinge zu lebendiger Wahrheit macht, während der Wissenschaftler uns getrennte Elemente vorlegt und nur unsere Verstandestätigkeit in Anspruch nehmen will. Es werden hier ganz verschiedene Sphären unserer Psyche in Erregung gesetzt. Durch sein Interesse schafft Feuerbach aber Material, das dem Dichter hochwillkommen sein muß.

Feuerbach hat aber wohl schwerlich die Materiallieferung an Dichter im Auge gehabt, als er seine Ausarbeitungen herausgab, und die Bedeutung der merkwürdigen Kriminalfälle liegt ganz wo anders. Frühere Zeiten kannten das Verbrechen nur als vollendete Tat eines frei handelnden bösen Willens und stellten sich bei der Bestrafung auf den Standpunkt einer unnachlässigen Vergeltungstheorie. Feuerbach steht den Tagen noch nicht fern, da Folter und Rad in Wirksamkeit waren, und er selber beklagt sich, daß humane Ideen, die er in das von ihm entworfene Strafgesetz hatte einfließen lassen, an herrschenden und mächtigen, obgleich tüchtig verarbeiteten Vorurteilen scheiterten oder nur in verderbter Form zur Geltung gelangten. Erst die folgenden Zeiten haben mit den Mitteln modernerer Forschung die Kriminalwissenschaft systematisch ausgebildet und zu einem wertvollen Zweig der Lehre vom Menschen gemacht. Feuerbach steht ganz am Anfang, aber er hat den genialen Instinkt, der bei jedem Werk das Wesentliche ist, und er ist mit bedeutendem Wissen und eindringlicher Beobachtungsgabe ausgerüstet.

Das Prachtstück der Sammlung ist unstreitig die Geschichte von dem zweifachen Raubmörder Joh. Paul Forster, der in Nürnberg, nachdem er kurz zuvor aus dem Gefängnis gekommen, an einem Abend einen Wirt und dessen Magd ermordet. Der Täter ist bald entdeckt und alle Indizien belasten ihn durchaus. Nach den geltenden Bestimmungen durfte aber nur dann eine Beurteilung zum Tode ergehen, wenn der Täter selbst das Faktum eingestanden. Und Forster verlegt sich aufs Leugnen. Mit eiserner Unerschütterlichkeit, scheinbar ganz unbewegt, vertritt er die Gegenüberstellung mit seinen Opfern. Und diese undurchdringliche Ruhe bewahrt er auch bei allen Verhören und Verhandlungen. Ganz selten huscht einmal der kaum merkliche Schatten eines Erötens über sein Gesicht. Nicht ohne Verwunderung, fast hätte ich gesagt: Bewunderung, betrachtet man diese Energie. Und nun sucht Feuerbach nach gesammeltem Material: nach Tügen, die bei der Untersuchung zu Tage getreten, nach Befundungen anderer, nach Aufzeichnungen, die Forster im Gefängnis gemacht, das Bild dieses Menschen zu zeichnen. Unscheinbare Momente erhalten tragende Bedeutung. Einzelkeit und Gana zu Volkstut und Wohlleben erscheinen neben einer gewissen ethischen Widerstandslosigkeit als Grundzüge in Forsters Wesen. Schon im Kinde sind Andeutungen hiervon. Das geistige Vermögen des Forster ist nichts weniger als minderwertig; aber es scheint beherrscht von seinen Leidenschaften und besonders von einem Hang zu sich selbst hofierender Selbstbespiegelung. Zugewie spricht auch das soziale Moment mit. Forsters Eltern gehören zur allerärmsten Bevölkerungsschicht; aber der scheinbar sehr autartige Junge sucht, wo er kann, den Umana, ja nur die lockerste Verührung mit den „Herrschaflichen“. Mit Stolz trägt er hernach die Bedienten-Livree. Er liest mit Vorliebe Romane, die ihn mit Bildern aus der Gesellschaft füllten und ihm allerhand unklare schwülstige Vorstellungen geben. Nummerhin bleibt er der gute, viellecht etwas dummauerige Junge, bis er zum Militär kommt. Hier scheinen die üblen Triebe seines Herzens aufgegangen zu sein. Vieles muß im Dunklen liegen bleiben. Aber soweit die Mittel es erlaubten, hat Feuerbach diesen Menschen zu durchhellen versucht, und er hat durch geschickte Ergänzung, durch kluge Interpretation ein Bild von sprechender Lebenswahrheit herauszuholen gewußt.

Die beiden Bände, die Scholz angelesen, enthalten übergewogen des Geschätternden und Jurchtbaren. Da ist die Tragödie des Josef Auermann, eines achtbaren stillen Mannes, den ein Gläubiger so schamlos peinigt und quält, bis er in wider Berweufung seinen Bedränger umbringt. Dann die düstere Geschichte „Der Vatermord im Sittental“. In solchen Stücken ist Feuerbach, der sein Mitempfinden gar nicht verbirgt, nur um eine schmale, allerdings wiederum entscheidende Linie vom Dichterischen entfernt. Tief ergreifend ist auch der „Beitrag zur Geschichte der Seelenkrankheiten“ im Fall des Säuglingssohnes Johann Georg Sörgel, der, an der fallenden Sucht leidend, in halluzinatorischer Erregung einen Mord begeht; ihn eingestekt; dann aber nach einigen Tagen, als der traumhafte Zustand, in dem er gehandelt, vorüber ist, sich an nichts mehr zu erinnern vermag. Ein Charakter von seltener Scheußlichkeit enthüllt sich in dem Mädchenmörder Bichel, der sich den Aberglauben armer Bauerndiener, die er mit dem Versprechen an sich lockt, ihnen in einem Zauberspiegel die Zukunft zu zeigen, zunutze macht, um sie, wenn er sie in seinem Hause hat, zu erschlagen und ihrer armen Habsegleiten zu berauben. Geiz und kleinliche Habsucht, gepaart mit einer schrecklichen Gleichgültigkeit gegen fremdes Leben, treiben ihn zu der Tat, die mit einer grausamen lustmörderischen Blutrut aus-geführt wird. Am verrücktesten aber von all diesen erscheint der Franz Salesius Niembauer, bis 1813 Pfarrer zu Randellstadt. „Tartuffe als Mörder“ nennt ihn der nicht sehr pfaffenfreundliche Verfasser. Niembauer wird zur Last gelegt, daß er eine frühere Hauskälterin, die mit ihm ein Kind gehabt und auf Zahlung der Verpflegungsgelder drängte, ermordet und in einem Stady begraben habe. Sein ganzes Leben enthüllt sich nach und nach als eine Kette von Verbrechen, die er so gut unter der Maske seines

Standes verbirgt, daß er manchen als ein Muster an Heiligkeit erscheint. Seine Weibergeschichten wiederholen sich an jedem Orte, wohin sein Amt ihn führt. Man munkelt von Abreibungsgeschichten. Er pflegte die Frauenzimmer sicher zu machen, indem er sie sich antraute und ihnen klar machte, daß ein Mädchen sich mit einem Geweihten gewisse Sünden gestatten dürfe. Er suchte die Rechtfertigung seines Treibens in der jesuitischen Moraltheologie, die er glänzend beherischte, und seine Vergehen Jakob er von sich ab und nannte sie sehr geschickt Sünden des Zölibats. Trotz aller klaren Beweise bleibt er in 99 Verhören, die sich über vier Jahre erstrecken, standhaft im Leugnen. Er sucht Schutz hinter seinem priesterlichen Charakter und malt aus, wie verrückt er sein müßte, wenn er mit blutbesiedelten Händen den Hals des Herrn anzufassen gewagt hätte. Eines Tages, in reuevoller Schwäche, legt er ein Bekenntnis ab; er wolle sein Gewissen entlasten. Aber die nun folgenden Verhöre sind Jongleurkünste jesuitischer Dialektik. Alle seine Handlungen rechtfertigt er aus der Ethica christiana eines Vater Stattler: „Ich kann unmöglich glauben, sagt er, daß meine Absicht ein Verbrechen sei, indem ich nur meinen öffentlichen Kredit sowie die Achtung des Klerus zu erhalten und den öffentlichen Skandal zu vermeiden suchte.“ Nach seiner Auslegung der Moraltheologie ist seine Tat eine Notthat, eher gut als schlecht, weil die Ehre des Klerus auf dem Spiele stand, und er versucht den Untersuchungsrichter mit seiner jesuitischen Kniffologie und Piffologie zu übertrumpfen. Aber dieser Herr hatte wahrscheinlich ebensowenig Sympathie für die Moraltheologie wie der eingefleischte Nationalist Feuerbach. Selbstfamerweise entging Niembauer dem Tode und wurde zu Festungsstrafe verurteilt.

In seinem Roman „Kaspar Hauser oder die Trägheit der Herzen“ hat Wassermann ein prachtvolles Charakterbild des unbehaglich rechtlichen Menschen Feuerbach entworfen, der seine Kombinationen über den Fall Hauser, die auf ein in hohen Regionen begangenes Verbrechen hindeuteten, mit großer Kühnheit in die Welt warf und für das Recht des Nürnberger Findlings selbst vor Fürstenthronen eintrat. Auch diesen Feuerbach findet man in der Sammlung, den Rechtsjuristiker, der nur die unbetrügbare Wahrheit kennt, und zwar in einem Memorandum für den König über einen ehemaligen Minister, der sich unter dem vorigen Fürsten schwerer Unterschlagungen und Ausbeutungen schuldig gemacht, aber als fürstlicher Gelegenheitsmacher jeder Strafe jahrelang entging; seinen Klau sogar noch mit der Privatschatulle seines Herrn teilen durfte, dann aber in Ungnade fiel und ohne Recht und Urteil lange Jahre eingekerkert blieb, bis Feuerbachs Schrift ihm die Freiheit wiedergab. Feuerbach kennt keine höfischen Rücksichten. Ihm ist nur das Recht heilig. In diesem Schriftstüb hat er aber überdies ein reizendes Kulturbildchen aus der Zeit der absoluten Fürsten aufbewahrt. P. H.

Kleines feuilleton.

Skutari. Als „Stambul des Westens“ ward häufig Skutari, das seit Monaten so heißumrungene, bezeichnet, das gerühmte Stadar der Serben, und gepriesene Stodra der Albanesen, und gern hatte sich die Phantasie ein idyllisches Bild gestaltet, einer schönheitsreichen, gartenvollen Stadt des Orients am weit und weithin sich ausdehnenden, von hohen Gebirgszügen umrahmten See. Aber, wie so oft auf türkischem Boden, schaut die Wirklichkeit gar anders aus, und es gibt wohl keinen europäischen Reisenden, der beim nüchternen Anblick der Hauptstadt Oberalbaniens nicht herb enttäuscht gewesen wäre. Nicht einmal, wie sonst häufig bei anderen orientalischen Ortschaften, spiegelt das Aeußere ein malerisches Kulissenbild vor: ein zum Teil recht schmuddeliges und unansehnliches Nest ist's, mit engen Gäßchen und halbverlassenen Straßen, in denen sich nicht die geringsten Anklänge an die geschichtliche Vergangenheit der heute etwa 20 000 Bewohner zählenden Stadt, finden, die einst die mauerungürtete Residenz des Königs Gentius von Illyrien, dann in römischer, serbischer und venezianischer Besitz gewesen ist, bis sie 1479 an die Türken fiel. Brände und Erdbeben, das letzte vor acht Jahren, haben gründlich ausgeräumt, falls dies nicht schon vorher die Bewohner selbst getan, gleichgültig gegen alles, was die Pastina des Altertums trägt und mit denkwürdigen Erinnerungen verknüpft ist. Deshalb fallen uns auch viele neuere, zum Teil von Gärten umgebene Bauten auf, Orient und Okzident in enger Nachbarschaft, hier schlanke Minarets und gepupelte Bäder, neuere und ältere. Friedhöfe und vielumfassende Haus-Gasthöfe, dort freundliche Häuschen mit grünen Jalousien, verschiedene von ihnen mit grellen Konsulatswappen an den Eingängen und flatternden Fahnen auf den roten Dächern, ein von einem Kroaten gehaltenes Hotel mit dem stolzen Namen „Europa“ und ein ganz lausiger kleiner Park, der an den Hauptplatz stößt, nahe Uhrturn und Kaserne. Das Charakteristischste an Skutari sind der 600 Meter hohe Tarabosch, der die Stadt und ihre Umgebung beherrscht, eine natürliche Festung mit in den Fels eingehauenen Schanzen, und der Bazar, der in viertelstündiger Entfernung am See liegt und aus weit über 1000 Buden und Stütten besteht. Hier, in diesem Gewirr und Geschwirr, entrollen sich fesselnde und vollstündliche Szenen voll eisten orientalischen Gepräges; in den offenen Ständen sind zahllose Handwerker tätig

und Hunderte von Händlern bieten an, was eines Orientalen Herz erfreut. Ein merkwürdiges Völkergemisch drängt und schiebt sich hier durcheinander, fehrige Albanesen mit funkelnden Augen in den Raubvogelmienen, hochgewachsene Montenegroiner mit stolzem Gange, beturbante Türken, zerlumpte Zigeuner, Italiener und Griechen, Dalmatiner und Bosnialen, Genarmen und Soldaten, die Kasaffen der Konsulate und vereinzelte Fremde. Wenn vom türkisblauen Himmel die Sonne goldig herniederstrahlt und die Schnealpen da drüben sich im lächelnden See widerspiegeln, dann sühnt dies Gemälde mit dem sonstigen Skutari aus!

Gaustwirtschaft.

Wie soll man Tee bereiten? Die richtige Antwort auf diese Frage scheint jedermann zu wissen, und dennoch sind auf dem Erdenrund sehr verschiedene Methoden der Bereitung des „russischen“ Tees im Schwang, als Zeichen, daß dieses „Problem“ auf manche Weise gelöst werden kann.

Wichtig für die richtige Ausnützung des Tees ist es, zu wissen, daß sein Aroma von einem flüchtigen ätherischen Del und seine anregende Wirkung von dem mit dem Koffein völlig identischen Alkaloid Tein abhängt. Alle übrigen chemischen Substanzen im Teeblatt, wie die Gerbsäure, Gummi, Dextrin, munden dem europäischen Gaumen nicht.

Die richtige Teebereitung muß also anstreben, das aromatische Del und Tein herauszulösen, die übrigen Stoffe zurückzubehalten.

Da das ätherische Del flüchtig ist, ergibt es sich von selbst, warum alter Tee „ausraucht“, und warum Tee nur gut verschlossen, keineswegs aber in Papierpackung aufbewahrt werden soll. 50–60 Proz. des Teins und der aromatischen Stoffe lassen sich nur in kochendem Wasser binnen einer Minute aus den Teeblättern lösen, während die Gerbsäure längere Zeit zur Lösung bedarf.

Hieraus folgt, daß das russische Verfahren der Teebereitung, bei dem die Teeblätter mit ein wenig siedendem Wasser übergossen werden, und von dieser konzentrierten Lösung dann je ein Löffel den mit heißem Wasser gefüllten Schalen zugeteilt wird (nach den neuen chemischen Analysen von Dr. Andriaka) ungewöhnlich ist. Dagegen erscheint es ökonomisch, weil es einen dreimaligen Aufguss ermöglicht, bei dem freilich die Wiederholungen völlig der aromatischen Stoffe entbehren.

Noch unpraktischer freilich ist die Methode, die Teeblätter mit dem Wasser kochen zu lassen, da hierbei zwar viel Tein, aber noch mehr Gerbsäure gelöst wird und die aromatischen Stoffe sich verflüchtigen.

In England entfernt man die Gerbsäure, indem man in die Teeschale etwa ein erbsengroßes Stück reine Gelatine wirft. Diese bindet die Gerbsäure und das Getränk ist dann auffällig aromatischer, bedarf freilich nach unserm Geschmack einer nochmaligen Filtrierung.

Aus alledem ergibt sich, daß der Teekenner sein Lieblingsgetränk so bereiten wird, daß er relativ viel Teeblätter in das gekochte Wasser wirft und schon nach einer halben, spätestens nach zwei Minuten filtriert. Will er aber sparsam damit umgehen, empfiehlt sich ihm die russische Art der Teebereitung.

Erziehung und Unterricht.

Schulgefahren. Tausende von Schulkindern sind durch die Einschulung zu Ostern dem ungehinderten Verkehr mit der Natur entzogen und unterliegen allen Gefahren, welche ein regelmäßiger, andauernder Aufenthalt in geschlossenen Räumen mit schnell verbrauchter Luft und meist ungenügender Lüftung, noch dazu unter Anspannung der geistigen Kräfte naturgemäß zur Folge haben muß. Hier heißt es für die Eltern, doppelt acht geben, daß das Kind bei den ersten Anzeichen von schlechtem Befinden sofort in naturgemäße Behandlung genommen wird. In bedenklichen Fällen wird natürlich sofort der Arzt zu rufen sein. Leichtere Fälle von Fieber, Kopf- und Halschmerzen wird oft schon eine einfache Heilanwendung beseitigen können. Ruhe in frischer Luft, Luftbad, ein schnelles Abwaschen, ein Leibumschlag während der Nacht mit nachfolgender Abwaschung des Körpers am nächsten Morgen. Schwinden dann die Symptome nicht sofort, dann ist um so sicherer auf eine ernsthafte Erkrankung zu schließen. Vor allem auch heißt es jetzt auf eine vernünftige Diät halten, die keine Eiweißmast sein darf, die aber anregende und gesunderhaltende Nährsalze in reichlichem Maße zuführt. Zweifellos auch ist die Ansteckungsgefahr in der Schule eine größere als zu Hause. Hier heißt es darauf achten, daß das Kind in dieser Beziehung nichts „aus der Schule“ mit nach Hause bringt. Oft wird das Kind, damit es nur ja in der Schule „nichts verfaumt“, noch in die Schule geschickt, wenn es bereits deutliche Anzeichen von Erkrankung äußert. Wegen so einem bischen werden wir doch das Kind nicht zu Hause behalten!“ heißt es oft in solchen Fällen. Hier sollte die Rücksicht auf die Gesundheit des Kindes stets den Schulrücksichten vorausgehen, auch auf die Gefahr hin, daß das Kind eine schlechte Penjur mit nach Hause bringt oder gar einmal nicht verfehlt wird. Ein gesundes Kind holt das Verfaumte bald nach, einem kranken nützt keine gute Penjur und keine Verfehlung. Hier soll natürlich nicht etwa der Ueberängstlichkeit das Wort geredet werden. Am sichersten werden die Eltern immer sein, wenn das Kind durch naturgemäße Lebensweise und Ernährung einen widerstandsfähigen Körper erhalten hat, der alle Schädigungen aus eigener Kraft besiegt.